

LESEN – ODER WAS DEN MENSCH ZUM MENSCHEN MACHT

Vortrag von Nikolaus Nützel,

gehalten am LeseNetzWerkTag 2011 | Graz, 8.6.2011

Zu Vorträgen auf Tagungen wird man ja üblicherweise als Fachmann für etwas eingeladen. Das macht die Sache für mich etwas schwierig. Denn so richtig als Fachmann fühle ich mich nicht unbedingt.

Ich bin in erster Linie Journalist, vor allem in der Redaktion Wirtschaft/Sozialpolitik des Bayerischen Rundfunks – bin aber durch verschiedene Zufälle auch Autor von Jugend-Sachbüchern geworden. Die sind gerade in Österreich mehrfach ausgezeichnet worden, weswegen ich auch gerne die Einladung nach Graz angenommen habe.

Wenn ich sagen sollte, wofür ich Fachmann bin, dann würde ich sagen: Fürs Verfassen von Texten verschiedener Art – wofür ich wiederum kein Fachmann bin, ist Leseförderung.

Ich muss auch zugeben, dass ich dem Begriff „Leseförderung“ gegenüber ein wenig skeptisch bin. Und als ich im Programm für diese Veranstaltung gesehen habe, dass mein Beitrag unter der Überschrift steht, „Lesen – Was den Mensch zum Menschen macht“, habe ich zunächst überlegt, ob das nicht missverständlich klingt. Denn das würde ja im Umkehrschluss heißen, dass Leute, die nicht lesen, nicht so richtig menschlich sind.

Es ist natürlich klar, wie der Titel meines Vortrages zu verstehen ist – ich habe vor vier Jahren ein Jugend-Sachbuch veröffentlicht mit dem Titel „Sprache – was den Mensch zum Menschen macht“ – und darin lege ich dar, was nicht nur ich mir ausgedacht habe, sondern worin sich seit geraumer Zeit alle, die sich mit der Materie beschäftigen, einig sind: Was den Menschen von anderen Primaten unterscheidet, ist seine Fähigkeit, nicht nur einfache Botschaften in einem Zeichensystem zu transportieren, wie es Tiere zum Teil ja auch können. Sondern es eine exklusiv den Men-

schen eigene Fähigkeit, willkürliche Zeichen mit Hilfe der Grammatik so einzusetzen, dass jeder Mensch potenziell unendlich viele verschiedene Botschaften formulieren kann, Gedanken von einer Komplexität formulieren kann, die oftmals sogar für Artgenossen zu komplex ist. Menschen können mit Hilfe der Sprache über Vergangenes rasonieren, Pläne für die Zukunft schmieden, Optionen abwägen, Möglichkeiten entwerfen – alles Fähigkeiten, über die andere Lebewesen nicht verfügen. Weil sie nicht über die Sprache verfügen.

Wobei man festhalten muss: Diese exklusiv menschliche Fähigkeit ist nicht an die Schrift gekoppelt. Im Gegenteil. Schrift ist ja eine relativ junge Erfindung der Menschheitsgeschichte. Gerade mal 6000 Jahre alt sind die ältesten Schriftzeichen – das ist, gemessen an mehreren hunderttausend Jahren menschlicher Entwicklungsgeschichte, gar nichts. Und bis vor 100 oder 150 Jahren hatte auch in Europa nur ein verschwindend geringer Teil der Bevölkerung Zugang zu und Umgang mit Geschriebenem. Heute ist das in Europa anders – aber weltweit betrachtet, verbringt meiner Einschätzung nach die Mehrheit der Menschen ihre Tage ohne großen Umgang mit Schrift.

Das heißt, die Schrift ist sowohl eine relativ junge als auch eine relativ exklusive Kulturtechnik. Was sich übrigens auch darin niederschlägt, dass es kein „Lesezentrum“ im Gehirn gibt. Es gibt Sprachzentren, deren Nervenzellen exklusiv fürs Verstehen und Artikulieren von Sprache zuständig sind – aber das Lesen wird im Wesentlichen zunächst vom Sehzentrum im Gehirn übernommen und dann von benachbarten Arealen.

Was auch ein klarer Unterschied zwischen Sprache und Schriftsprache ist: Ein Kind hat in seinem Entwicklungsplan quasi einprogrammiert, in einem bestimmten Alter sprechen zu lernen. Ein Kind, das von Sprache umgeben ist, lernt also automatisch sprechen. Ein Kind, das von Schrift umgeben ist, lernt keineswegs automatisch lesen. Vielmehr muss das Lesen fast immer erst mit einigem Aufwand erworben werden.

Und das ist keineswegs einfach – Der Münchner Hirnforscher Ernst Pöppel hat die Schwierigkeiten, die das Entziffern von Buchstaben und Wörtern für unseren Wahrnehmungsapparat mit sich bringt, einmal in den griffigen Satz gepackt: „Lesen ist für unser Gehirn eine der unnatürlichsten Tätigkeiten überhaupt“.

Ich bin also im eigentlichen Sinne kein Fachmann fürs Lesen – sondern am ehesten fürs Schreiben. Aber ich kann auf jeden Fall Einblick aus Sicht eines Autors geben, wie sich aus meiner Warte Leseförderung darstellt. Denn ich bin in den vergangenen vier Jahren immer wieder mit jedem meiner drei Jugend-Sachbuch-Titel zu Veranstaltungen an Schulen oder Literaturhäusern eingeladen worden, vor allem in Deutschland, aber auch in Österreich.

Diese Einladungen standen natürlich immer – implizit oder explizit – unter der Überschrift „Leseförderung“. Nach der Vermutung „Die Begegnung mit einem Autoren macht Lust auf Lesen“.

Und deshalb habe ich mir natürlich auch irgendwann angefangen, Gedanken darüber zu machen, welche Rolle ich bei der Leseförderung spielen kann und spielen soll. Und ich habe mir Gedanken gemacht, was ich jungen Leuten sagen kann, warum es sich überhaupt lohnt, Bücher in die Hand zu nehmen.

Nun ist es so, dass ich, wenn ich in Schulen oder ähnliches eingeladen werde, die Gastgeber immer ganz gerne erst einmal ein bisschen schockiere. Denn ich sage den jungen Leuten immer, dass sie nichts lesen *müssen*. Dass man auch ohne zu lesen ein glücklicher Mensch sein kann.

Und das meine ich – in einem gewissen Rahmen – durchaus ernst. Denn man muss sich wirklich immer wieder vor Augen führen, dass Lesen bis vor 6000 Jahren gar nicht möglich war – weil es keine Schrift gab. Literatur ist dann frühestens vor 2000 Jahren, eigentlich erst vor etwa 600 bis 500 Jahren erfunden worden. Waren alle Menschen, die über hunderttausende von Jahren gelebt hatten, unglücklich?

Oder sind alle die hunderten von Millionen Menschen oder gar Milliarden von Menschen unglücklich, die heute ohne Bücher leben? Da muss man wohl sehr vorsichtig sein, wenn man so etwas behaupten wollte.

Gleichzeitig kann man festhalten, dass das geschriebene Wort seinen wirklichen Siegeszug erst mit der Erfindung des Internet, der SMS, der E-Mails angetreten hat. Nicht durch die Erfindung des Buchdrucks.

In den vergangenen zehn Jahren ist – das sage ich ohne es empirisch belegen zu können, aber ich davon fest überzeugt – der Austausch schriftlicher Botschaften geradezu explodiert. Und es ist in dieser Zeit mutmaßlich mehr geschrieben worden, als in den gut 500 Jahren, die vorher seit der Erfindung des Buchdrucks vergangen waren.

Als ich in meinem Buch über die Sprache das auch so ins Manuskript geschrieben habe, hat es sich die Korrektorin nicht verkneifen können, ein „Na ja“ daneben zu schreiben – weil sie ganz offensichtlich ein kulturpessimistisches Leiden an einer vermeintlichen immer größeren Bücherferne gerader junger Leute verspürte.

Aber überlegen Sie selbst mal, wie viele neue Internetseiten jeden Tag erstellt werden, wie viele Einträge auf Facebook, wie viele Twitter-Botschaften, wie viele SMS-Botschaften – und das sind alles eben keine Telefonate, keine Zurufe auf der Straße, kein Reden im Kaffeehaus, sondern es sind schriftliche Botschaften. Nicht mündliche Botschaften. Damit komme ich zu meiner ersten These:

These 1: Junge Leute lesen heute mehr als früher – wenn man die Zahl der Buchstaben betrachtet

Aber ich halte es für ganz klar: So viel Kontakt zu Geschriebenem wie heute hatten junge Leute noch nie. Natürlich sind Facebook-Einträge keine Literatur. Aber sie sind etwas Geschriebenes.

Und da sind wir bei einem der Kernprobleme: Die Angebote, die junge Leute vorfinden, sind einfach ungleich größer als vor dreißig oder vierzig Jahren. Und damit bin ich auch schon bei meiner zweiten These.

These 2: Buchstaben in Form von Büchern an junge Leute heranzuführen, ist angesichts der Medienvielfalt heute ungleich schwerer als vor 20 oder 30 Jahren

Man soll zwar, wenn man versucht, objektive Sachverhalte darzustellen, nicht auf eigene, subjektive Erlebnisse zurückgreifen – aber es gibt anekdotische, eigene Erlebnisse, die sich durchaus verallgemeinern lassen.

Und wenn ich überlege, welche Angebote ich als 15- oder 16-jähriger hatte, dann war da kein Computerspiel, kein Nintendo, kein Facebook. Ein Freund hatte ein Telespiel, wie man es nannte, wo man auf dem Fernseh-Schirm Balken rauf- und runterbewegte und eine Art Tennis spielte – aber ansonsten haben wir zum Zeit-Totschlagen nicht viel gehabt. Wir hatten aber Bücher zur Verfügung, entweder zu Hause oder wenn wir in die Stadtbibliothek gegangen sind.

Und ich kann sagen, dass ich die „Drei Musketiere“ oder „Sinuhe der Ägypter“ oder auch „Moby Dick“ gelesen habe, um Zeit totzuschlagen. Und weil es in meiner Peer-Group dazugehörte, zu lesen. Weil die ja auch alle keine Computer oder ähnliches hatten – und wir alle auch keine großen Sportler waren.

Damit muss sich das Medium Buch also auseinandersetzen: Es steht in einem weit größeren Wettbewerb mit anderen Medien als früher. Diese Erkenntnis ist zwar einerseits trivial – aber man muss sie sich immer wieder vor Augen führen.

Und es ist ein wirklich harter Wettbewerb. Ich hatte es vorhin schon gesagt: Lesen ist erst einmal nicht einfach. Da darf man sich nichts in die Tasche lügen: Einen Film

anzuschauen oder ein Videospiele zu spielen ist stets einfacher als ein Buch zu lesen. Und wenn ich hundert Zwölfjährigen die Wahl lasse, ob sie bei einer gelungenen Literaturverfilmung wie zum Beispiel „Drachenzähmen leicht gemacht“ oder „Wolkig mit Aussicht auf Fleischbällchen“ oder auch „Krabat“ – wenn ich den Kindern oder Jugendlichen also die Auswahl lasse, ob sie die Verfilmung kostenlos als DVD haben möchten, oder ob sie das entsprechende Buch geschenkt haben möchten, werden sich weit über 90 Prozent für den Film entscheiden. Wenn nicht sogar alle.

Nun stellt sich die Frage, wie man das Buch in diesem Wettbewerb positioniert.

These 3: Im Wettbewerb mit anderen Medien muss das Buch mit dem für sich werben, was es diesen anderen Medien voraus hat und immer voraus haben wird: Das ist erstens: Die Vermittlung von Gedanken (nicht nur von Informations-Bruchstücken). Und das ist zweitens: Das neue Kennenlernen der eigenen Person – durch das Kennenlernen von literarischen Personen

Nun kommen wir zu dem, was ich an den Schulen sage, wenn ich die Lehrer damit schockiert habe, dass man meiner Ansicht nach nicht lesen muss, um ein glücklicher Mensch zu werden.

Ich sage den jungen Leuten dann als nächstes, dass sie, wenn sie mehr haben möchten als nur vergleichsweise kleine Informations-Einheiten, stets zu Büchern werden greifen müssen.

Dass sie dann, wenn sie einen Gedanken finden wollen, den nicht im Internet finden werden.

Dass sie dann, wenn sie wissen wollen, was in ihrem Hirn passiert oder was in der Wirtschaft passiert, jede Menge Einzelinformationen an verschiedensten Stellen des Internet finden können – aber wenn sie Gedanken, Zusammenhänge suchen, die Leute über Monate hinweg entwickelt und aufgeschrieben haben, dann werden sie

die nur zwischen zwei Buchdeckeln finden. Diese Buchdeckel können möglicherweise auch digital sein, doch dazu später mehr.

(Mit dem Beispiel Gehirn und Wirtschaft verweise ich natürlich auf zwei Jugend-Sachbuchtitel, die ich selbst verfasst habe – und das tue ich nicht ohne Hintergedanken...)

Und das gleiche gilt im narrativen Bereich: Eine Geschichte, die mich anrührt, die mir etwas über mich selbst sagt, die finde ich nur in Buchform.

Hier möchte ich einen kleinen Exkurs einschieben zur Frage, ob ein Buch notwendigerweise auf Papier gedruckt sein muss – oder ob es nicht auch ein Bildschirm tut, also ein I-Pad oder ein Kindle oder was auch immer es an sogenannten Lesegeräten gibt (grauenvolles Wort finde ich, aber na ja).

Zunächst muss ich sagen, dass ich mir noch keine abschließende Meinung darüber gebildet habe, ob diese *Buchform*, die ich für wichtig halte bei der Frage „steckt da auch ein Gedanke drin?“, ob diese Buchform auch ein elektronisches Buch auf dem I-Pad oder Kindle sein kann.

Nach dem, was ich von Hirnforschern zu dem Thema gelesen habe, kommt es nicht so sehr darauf, ob ein Text auf einem Bildschirm wahrgenommen wird, oder auf gedrucktem Papier – sondern es kommt darauf an, ob ich von diesem Text dazu gezwungen werde, mich auf ihn zu konzentrieren.

Und ein I-Pad, das laufend online ist, bringt einen in die Versuchung, immer mal hier zu klicken, da bei Google was nachzusehen, dort das passende Youtube-Video anzuschauen.

Der Punkt ist also: Ein Buch ist per se immer offline und zwingt mich, mich auf es und seine Inhalte und die in ihm enthaltenen Gedanken zu konzentrieren. Sofern denn Gedanken darin stehen, aber dazu sage ich gleich noch etwas mehr.

Hier wäre also der Exkurs zum Thema „E-Book oder nicht?“ erst einmal zu Ende.

Ich komme auf meinen Argumentationsstrang zurück: Wir sollten bei der Werbung fürs Medium Buch uns selbst und auch anderen nichts vorlügen – Lesen kann zwar Spaß machen, aber es bedeutet erst einmal eine gewisse Anstrengung. Und Spaß machen andere Medien auch. Computerspiele machen ihren Usern großen Spaß, größeren oftmals als Lesen. Damit junge Leute W-Lan-Parties feiern und gemeinsam World of Warcraft spielen, muss man keine Computerspiel-Förderung betreiben, das machen die ganz von selbst. Leseförderung hingegen braucht man. Oder glaubt man zu brauchen.

Wobei sich die Frage stellt, was eigentlich *gute Leseförderung* ist.

Als Autor muss man sich nolens volens mit der Frage beschäftigen, was die Verlagsbranche eigentlich macht, um das Lesen zu befördern. Und da wird einem ziemlich schnell klar: Die Verlagsbranche ist keine karitative oder humanistische Veranstaltung. Sondern sie ist ein Wirtschaftszweig. Und gehorcht daher der Logik unserer mehr oder minder freien Marktwirtschaft.

Das wird zwar zum Teil etwas dadurch gebremst oder gemildert, dass es in der Verlagsbranche viele Leute gibt, die aus echter Liebe zum Buch und zum geschriebenen Wort ihrer Arbeit nachgehen – und nicht nur aus dem Grund, das sie halt mit irgendwas Geld verdienen wollen.

Aber die großen Player – und die werden ja immer größer, was übrigens der Markt-Logik entspringt – hegen definitiv keine exklusive Liebe zum Buch, nach dem Motto: „Mit etwas anderes meine Millionenumsätze zu machen, könnte ich mir wirklich nicht vorstellen.“ Das ist auch nicht weiter schlimm, ich hätte auch einen anderen Beruf ergreifen können, ich bin kein fundamentalistischer Bücher-Bekehrer. Aber man muss den Befund festhalten: Die Buchindustrie ist eine Industrie wie jede andere auch. Und viele Entscheider in der Buchindustrie sehen ihr Produkt genauso wie die

Entscheider anderer Industrien ihr jeweiliges Produkt betrachten. Abgeklärt, sehr abgeklärt.

Man muss es so sehen: Ein großer Teil dessen, was auf dem Büchermarkt geschieht, wird von Leuten gesteuert, oder wesentlich beeinflusst, denen es egal ist, ob sie Bücher produzieren oder Reifen oder Herrenunterwäsche. Hauptsache, man kann damit Geld verdienen.

Und man kann mit Büchern ja Geld verdienen.

Und damit kommen wir zu meiner vierten These:

These 4: Wenn es einem darum geht, gute Bücher (jajohl: es gibt gute und schlechte Bücher) zu fördern, ist es genau die falsche Strategie im Wettbewerb mit anderen Medien, auf Masse zu setzen. Doch genau diese Strategie schlägt die Verlagsbranche – aus der ihr innewohnenden Marktlogik - heraus ein.

Ich bin kein großer Freund des Kulturpessimismus - aber es gibt Beobachtungen in der Buchbranche, die bei mir ein gewisses Kopfschütteln auslösen. Denn sie zeigen immer wieder aufs Neue, dass die Buchindustrie eine Industrie ist wie jede andere auch. Leider, möchte ich sagen.

Einer der jüngeren Belege, dass in der Buchindustrie endgültig die Betriebswirte die Oberhand gewonnen haben, ist die Preisgestaltung.

Ich bin mit halbwegs runden Preisen bei Büchern aufgewachsen. Da kostete ein Taschenbuch früher mal 8 Mark gerade aus, ein Hardcover vielleicht 23 Mark. Es gab natürlich auch mal Preise wie 22,50 oder 7,50. Mit der Euro-Einführung blieb es zunächst noch dabei, dass am Ende eine Null oder eine Fünf stand. Da hat dann ein Taschenbuch 6,95 gekostet oder ein Hardcover von mir aus 14,90.

Ich vermute mal, dass das in Österreich nicht viel anders war. Was ich aber seit rund zwei Jahren beobachte: So gut wie sämtliche Bücher haben jetzt 99-er Preise. Als beispielsweise mein aktueller Titel bei mir zu Hause ankam, fragte mich meine Tochter als erstes, warum der eigentlich 16,99 kostet und nicht 17 Euro. Darauf konnte ich ihr, ehrlich gesagt, auch keine Antwort geben. Außer der, dass Betriebswirte sagen, die Leute kaufen lieber eine Tafel Schokolade für 69 Cent als für 70 Cent. Sie sagen, die Leute kaufen lieber die Packung Klopapier für 2,99 als für 3 Euro. Und das können sie sogar mit Untersuchungen belegen. Das stimmt also im Großen und Ganzen sogar. Wahrscheinlich.

Und genau das gleiche Prinzip wird jetzt auch auf Bücher übertragen. Man glaubt offenbar in den Abteilungen der Buchindustrie, in denen die Preise gemacht werden, dass es Käufer gibt, die sich das neue Sachbuch vom Herrn Nützel nicht kaufen, wenn es 17 Euro kostet – wenn es aber 16,99 kostet, dann greifen sie zu. Und es gibt Leute, die sagen, warum sollen wir 16,90 verlangen – 16,99 schaut doch auch nicht viel anders aus. Und wir haben 9 Cent mehr je Buch. Macht bei einer verkauften Auflage von – von mir aus 5000 Stück – ja immerhin 450 Euro mehr Umsatz.

Was die Leute, die sich solche Preise ausdenken, offenbar überhaupt nicht im Kopf haben, ist ein ganz anderes Signal, das für manche Kunden von diesen Preisen ausgehen könnte: Für mich als Kunden (und auch als Autor natürlich) heißen diese neuen 99-er Preise, die jetzt flächendeckend bei Büchern Einzug halten: Hier wird mit Büchern genauso kalkuliert wie mit Klopapier. Das ist zwar einerseits nicht verwunderlich, denn beide werden von marktwirtschaftlich ausgerichteten Unternehmen in einer Marktwirtschaft produziert und vertrieben, aber ein bisschen ernüchternd ist es schon.

Die andere Beobachtung, die mir zeigt, dass sich Bücher und Klopapier im Denken etlicher Betriebswirte nicht groß voneinander unterscheiden, ist die Strategie, die die Verlage beim Erstellen ihrer Sortimente verfolgen.

Man muss sich immer wieder die Zahlen vor Augen führen, die wir alljährlich von den großen Buchmessen bekommen: Frankfurter Buchmesse um die 90.000 Neuerscheinungen. Als ich das erste Mal bewusst diese Zahl wahrgenommen habe, so um mein Abitur herum, waren es – wenn ich mich nicht völlig falsch erinnere - noch 30.000 Neuerscheinungen. Das fand ich schon völlig irrsinnig. Aber heute, wie gesagt, um die 90.000 Neuerscheinungen. Das sind auf jeden Werktag gerechnet um die 400 Stück. 400 neue Bücher, jedes Jahr, an jedem Tag. Und – je nach Zählung – fünf bis zehn Prozent davon entfallen auf den Kinder- und Jugendbuchbereich.

Den jungen Leuten werden also mindestens 4.000 Neuerscheinungen pro Jahr angeboten, die auf sie zugeschnitten sind.

Das Kalkül ist ganz simpel: Wenn man den Leuten viel anbietet, kaufen sie viel. Das hat irgendwann ein Verlag angefangen, sich zur Maxime zu setzen, oder auch eine Reihe von Verlagen. Als dann ein Teil der Verlagslandschaft anfang, seine Kataloge aufzublähen und immer weiter aufzublähen, konnten die anderen irgendwann nicht mehr umhin, als nachzuziehen. Denn wenn der Buchhändler vom einen Verlag 100 Neuerscheinungen präsentiert bekommt und vom anderen nur 10, dann ist klar, dass er nicht bei beiden Verlagen jeweils acht Titel ordert – sondern beim einen vielleicht acht, beim anderen aber 15, 16 oder 20.

Und schon haben wir einen sich selbstverstärkenden Effekt der sich immer weiter steigenden Massenproduktion an Titeln.

Das Dumme ist aber, dass der Endverbraucher, der üblicherweise, sagen wir 10 Bücher im Jahr kauft, sein Kaufverhalten nicht radikal ändert, wenn er doppelt so viele Bücher angeboten bekommt. Wenn man diesem Käufer doppelt oder zehn Mal so viele Bücher anbietet, dann wird er nicht plötzlich doppelt oder zehnmal so viele Bücher kaufen. Das mehr oder minder stabile Budget, das der einzelne Kunde für den Kauf von Büchern bei sich (unbewusst) einplant, verteilt sich also auf immer mehr Titel. Das sorgt wiederum notwendigerweise dafür, dass der größte Teil dieser Titel in der akuten Gefahr ist, sich nur schlecht zu verkaufen.

Die Folgen sind in vielerlei Hinsicht fatal:

Die Verlage haben keine rechte Idee, was Erfolg bringen wird und was nicht. Wenn man weiß, dass die ersten drei oder auch fünf Bände einer Reihe wie Eragon hohe Auflagen hatten, dann geht man natürlich auch beim nächsten Band mächtig ran und legt 750.000 Erstauflage in die Regale – aber bei den etwa 89.500 von den 90.000 Neuerscheinungen, die keine eingebaute Erfolgsgarantie haben, schmeißt man halt die Titel auf den Markt, genauso wie eine Fisch-Mutter unzählige Eier ins Wasser haut – und welcher Titel halbwegs erfolgreich wird und welcher abstürzt, weiß vorher keiner. Genauso wie die Fisch-Mutter nicht weiß, welches ihrer Eier durchkommt.

Mir wäre die Strategie der Primaten lieber: Die haben nur wenig Nachwuchs – hegen und umsorgen ihn aber jahrelang und mit großer Mühe, weil sie wollen, dass die ein oder zwei Jungen, die sie pro Jahr maximal in diese Welt setzen, möglichst durchkommen. Es kann ihnen nicht egal sein, ob sie durchkommen – und es ist ihnen nicht egal. So würde ich mir Verlage wünschen: Wenige Bücher machen – die aber hegen und pflegen.

Dass das naiv ist, das weiß ich natürlich. Die Buchbranche wird nicht nächstes Jahr sagen: Wir bringen nur noch 4.000 Neuerscheinungen heraus (wäre ja auch schon einiges, übrigens), aber von denen ist jede einzelne ein echtes Klasse-Buch, das wir umsorgen und pflegen. Denn wer mit der Massenproduktion aufhört, ist in der Gefahr, vom Markt verdrängt zu werden. Denn er kann sich ja nicht darauf verlassen, dass die anderen damit aufhören. Es ist sogar ausgesprochen unwahrscheinlich. Und im Massenmarkt gibt es ja keine Garantie, dass ein Hegen und Pflegen zum Erfolg führt. Wenn ein Titel zum Erfolg wird, kann man hinterher meistens sagen: Ja, besonders gute Geschichte, oder dieses oder jenes Alleinstellungsmerkmal – aber anders herum klappt es halt nicht.

Die Verlage haben sich damit auch abgefunden. Sie wissen, dass 95 Prozent ihres Angebots keinen sonderlichen Erfolg haben werden. Aber das stört sie eigentlich auch gar nicht. Denn sie verdienen ja trotzdem insgesamt ganz gut.

Dumm ist es allerdings unter anderem für die Autoren. Denn wenn man nicht weiß, ob der eigene Titel mehr als 2.000 oder 3.000 Stück verkauft, kann man beim besten Willen kein ordentliches Honorar durchsetzen. Wenn man aber kein ordentliches Honorar bekommt, ist das Büchermachen in der Gefahr, eine Domäne von Autodidakten und Amateuren zu werden – das meine ich übrigens im besten Sinne dieses Wortes: Amateure als Liebhaber.

Aber: Liebhaberei und gute Bücher passen nicht immer zusammen.

Eine andere Strategie ist es natürlich, dass die Autoren ihrerseits auf Massenproduktion setzen. Pro Jahr zwei, drei neue Titel, manchmal sogar vier – so was gibt es im Kinder- und Jugendbuchbereich durchaus.

Eine weitere Strategie der Autoren im Jugendbuchbereich ist es, sich um Einkunftsquellen zu kümmern, die faktisch eine Subvention der Autorentätigkeit sind: Staatlich geförderte Lesungen an Schulen beispielsweise. Wenn ich 25 Vormittage mit jeweils zwei Veranstaltungen an Schulen verbringe, mache ich damit in etwa so viel Umsatz wie mit einem Buch-Vorschuss. Aber kann ich an 25 Vormittagen – gut, lassen wir es 30 sein, der Vortrag an der Schule muss ja auch mal vorbereitet werden – kann ich also in 30 Tagen ein Buch schreiben? Ich kann das nicht. Also nehme ich die Lesungs-Einladungen gerne an. Weil sie faktisch eine Art Stipendium für mein Bücherschreiben sind. Eine Subvention. Hoffentlich merkt die Europäische Union das nicht.

Eine andere Form der Subvention, von der vor allem Kinder- und Jugendbuchautoren profitieren, ist das Beschaffungsverhalten öffentlicher Bibliotheken und von Schulbibliotheken. Die sorgen – so vermute ich zumindest – dafür, dass ein überdurchschnittlicher Anteil der Auflage nicht auf dem freien Markt verkauft werden muss, sondern von Bibliotheken mit öffentlichen Geldern gekauft wird. Was einerseits die verkaufte Auflage beflügelt und andererseits dem Autoren VG-Wort-Einnahmen beschert. Damit wir uns nicht falsch verstehen: Ich begrüße diese Formen von Subvention ausdrücklich. Weil sie das ein bisschen ausgleichen, was man im volkswirtschaftlichen Duktus durchaus als „Marktversagen“ bezeichnen kann: Der Markt stellt

nicht sicher, dass Autoren und Autoren, die sich bemühen, gute Bücher zu schreiben, davon auch gut leben können. Also braucht es ein Korrektiv für dieses Marktversagen.

Dumm ist die Massenproduziererei und das Marktversagen aber nicht nur für Autoren, sondern auch fürs Publikum: Das bekommt eine Masse vorgesetzt, aus der es beim besten Willen nicht mehr erkennen kann, was denn nun gut und passend ist und was nicht. Im Heuhaufen des Massen-Buchmarktes die vergoldete Nadel des guten Buches zu finden, ist nicht ganz einfach.

Denn zwischen Buch als Massenware und Ramschware verläuft nur eine schmale Trennlinie.

Und hier kommen wir zu meinem Plädoyer und zur fünften These:

These 5: Leseförderung sollte sich der Marktlogik widersetzen. Und sie sollte zusehen, dass sei vor allem eines ist: Förderung des eigenständigen, kritischen Denkens – und zwar nicht, um im globalisierten Wettbewerb besser bestehen zu können, sondern als Selbstzweck im besten Sinne

Ich habe es an mehreren Stellen bereits angesprochen und möchte es jetzt noch einmal sagen: Ich halte es für einen Irrtum, wenn man sagt: Lesen ist per se gut.

Denn es gibt zum einen Bücher, die einen dumm machen können. Da muss man jetzt nicht in die Vergangenheit gehen und sagen, auch Hitler war Buchautor – doch die Lektüre von „Mein Kampf“ war sicherlich nichts Förderungswürdiges.

Es gibt auch in der Gegenwart auf dem Markt der Lebenshilfe- und Lebensratgeberbücher beispielsweise jede Menge Titel, sehr erfolgreiche Titel, die meiner Ansicht nach der Verdummung ihrer Leser massiv Vorschub leisten. Geradezu fassungslos macht es mich beispielsweise, dass Rhonda Byrne einfach nicht von den Bestseller-

listen wegzukriegen ist. Denn Bücher wie „The Secret“ sein Beispiele für einen Rückfall des Denkens in vor-aufklärerische Zeiten, bei dem es mir ganz blümerant wird.

Das ist also sicherlich kein schlecht gemachtes Buch, im Gegenteil. Es verkauft sich ja auch prima. Es ist wirtschaftlich höchst erfolgreich. Aber ich halte es für ein verdummendes Buch.

Oder, um zu einem anderen Sachbuch-Bestseller zu kommen: Ich habe Thilo Sarrazins „Deutschland schafft sich ab“ zwar nur in Form der Vorabdrucke im Spiegel gelesen und ansonsten noch ein paar Interviews mit Herrn Sarrazin gelesen. Aber das genügt mir, um zu sagen: Dieses Buch hat ein politisches Klima, wie ich es mir wünsche, nicht vorangebracht. Denn es geht meiner Ansicht nach per se von einer rassistischen Grundthese aus: Nämlich, dass es gut ist, wenn in einer bestimmten Region der Erde stets die Leute leben, deren Vorfahren da vor 500 Jahren oder 1000 Jahren auch schon gelebt haben. Sarrazin ignoriert, dass die Geschichte der Menschheit eine Geschichte der Migration ist. Aber ich will jetzt nicht allzu tief in eine Sarrazin-Debatte eintauchen, sondern ich will eines sagen:

Ich würde nicht wollen, dass ein junger Mensch, dem ich sage: Lies Bücher, egal welche, dann ausgerechnet als erstes (und vielleicht als einziges) ein solches Buch liest. Und sich damit möglicherweise Stuss in sein Hirn pflanzt. Der junge Mensch soll gerne Sarrazin lesen – wenn er in der Lage ist, auch Zeit für die Lektüre anderer, Herrn Sarrazin entgegengesetzter Gedanken aufzubringen. Und dann selbst zu denken anzufangen.

Das Gleiche gilt natürlich für den Bereich der Narrativik: Man muss es aussprechen dürfen: Es gibt fürchterlich schlechte Bücher – und dann, wenn ein bestimmtes Genre besonders hoch gehypt wird und in diesem Genre hunderte Titel in den Markt gepumpt werden, dann ist die Gefahr, dass da eine Menge echter Schrott dabei ist, meiner Ansicht nach ganz gewaltig.

Ich habe dabei nichts gegen Bücher, die sich einem bestimmten Genre unterwerfen. Ich finde, dass Bram Stokers Original-Dracula ein gutes Buch ist. (Wobei das wahrscheinlich ein schlechtes Beispiel, denn Stoker hat ja Genre-Regeln nicht unbedingt befolgt, sondern eher selbst welche geschaffen, aber lassen wir das.)

Allerdings wage ich die Behauptung, dass unter den Titeln, die in den vergangenen Jahren im Genre des Vampir-Buches auf den Markt gekommen sind, viele sind, für die ich und meine Peer Group, als ich um die 17 war und etwas radikaler gedacht und formuliert hatte, Worte wie diese gewählt hätten: Eskapistischer Scheißdreck. Solche Fäkalsprache würde ich heute natürlich nicht mehr verwenden

Ich bin definitiv kein Alt-68er, denn ich bin nur ein Jahr vor 1968 geboren, im Jahr 1967 also – aber während der Zeit meiner politischen und philosophischen Bewusstwerdung haben Denker wie Horkheimer, Adorno, Fromm doch eine beträchtliche Rolle gespielt. Und der Ansatz, den Leute wie die vertreten haben – dass Medienkonsum auch schlicht die Funktion des Eskapismus haben kann – ist meiner Ansicht nach so aktuell wie nie.

Bei elektronischen Medien wie Computerspielen ist es evident, dass es da um Eskapismus geht.

Aber so manches Buch ist da meiner Ansicht nach nicht besser.

Ich sage es noch einmal: Ich breche nicht den Stab über Genre-Literatur. Ich habe – früher zumindest – beispielsweise gerne immer wieder Science-Fiction gelesen. Aber ich könnte auch jederzeit klarlegen, warum beispielsweise „2001“ von Arthur C. Clarke meiner Ansicht nach ein Stück große Literatur ist. Dass Stanley Kubrick dieses Buch als Vorlage für seinen ebenso großen Film „2001 – Odyssee im Weltraum“ gewählt hat, ist kein Zufall.

Und wenn ich mir die Mühe machen würde, zehn aktuelle Vampirbücher zu lesen, und hinterher erklären müsste, warum mindestens acht davon wahrscheinlich eher

keine allzu guten Bücher sind, dann würde mir das mutmaßlich gelingen, behaupte ich. Bitte beachten Sie: Ich unterstelle, dass bei den zehn Vampirbüchern zwei gute dabei sein könnten. Die muss man aber dann eben erst mal finden.

Das klingt jetzt alles fürchterlich arrogant, das ist mir bewusst. Aber ich spreche so deutlich, weil ich vor einem ganz klar warnen möchte, was ich für einen fatalen Fehler halte:

Leseförderung sollte nicht unter der Überschrift arbeiten „Wir wollen, dass junge Leute möglichst viel lesen – egal, was“.

Denn das impliziert, dass es tatsächlich egal wäre, was man liest. Und das wiederum impliziert, dass alles, was zwischen zwei Buchdeckeln steckt, irgendwie der gleiche Matsch ist.

Und genau für das Gegenteil dieser Vermutung sollte Leseförderung meiner Ansicht nach eintreten. Sie sollte klar machen,

- Dass sie die Art von Lesen fördern möchte, die über den puren Eskapismus hinausgeht (der manchmal ja auch seine Rechtfertigung hat).

- Dass sie die Art von Lesen fördern möchte, die nichts, aber auch gar nichts Zielgerichtetes hat. Dass sie also die jungen Leute nicht zu guten Büchern bringen möchte, damit sie fit werden im Wettbewerb mit Indern und Chinesen.

Das ist ja auch der Rechtfertigungszwang, in den sich vor allem Geisteswissenschaftler immer wieder bringen lassen: Ihr tragt ja nichts zum Bruttoinlandsprodukt bei, heißt es dann immer. Und bestenfalls heißt es manchmal, ja, McKinsey beschäftigt nicht nur Betriebswirte, sondern auch Philosophen und Historiker. Aber mir wäre es lieber, wenn die Historiker und Philosophen es schaffen würden, auf andere Weise den gesellschaftlichen Diskurs voranzubringen – und nicht Unternehmensberater würden. Wobei sie ja vielleicht auch da mehr Nutzen stiften als so mancher BWLer. Aber das ist ein eigenes Thema.

Ich zitiere da immer gerne meinen Bruder. Der ist habilitierter Paläontologe, forscht an der Bayerischen Paläontologischen Staatssammlung auf einem sehr speziellen Gebiet, sehr kleine versteinerte Schnecken. Als ihm auf einer Party mal ein Betriebswirt gesagt hat, seine Arbeit sei nutzlos, hat mein Bruder entgegnet: Das ganze Leben ist nutzlos.

Es gilt als gesetzt, dass es gut und wertvoll ist, wenn eine Firma Umsatz damit macht, dass sie Kampfflugzeuge nach Indien exportiert – damit werden Werte geschaffen. So heißt es. Die entsprechenden Firmen-Chefs müssen das nicht begründen, das gilt als gesetzt, denn man hat ja hinterher soundsoviel hundert Millionen zusätzlichen Umsatz. Und Umsatz schafft Werte. Das gilt wirklich als gesetzt.

Aber wenn es uns – als Bücherleuten - gelingen würde, mit dem Medium Buch junge Leute zu einigen neuen Gedanken anzuregen, dann müssen wir erst aufwändig begründen und rechtfertigen, dass damit Werte geschaffen werden.

Und wenn wir sagen, für diese Bücher brauchen wir Geld, leider auch öffentliches Geld, weil der Markt allein es nicht schafft, dann sind die damit verbundenen Geldflüsse kein positiv zu bewertender Umsatz – sondern Kosten. Volkswirtschaftliche Kosten.

Dagegen müssen wir uns wehren, finde ich.

Leseförderung sollte also voller Selbstbewusstsein Folgendes für sich in Anspruch nehmen: Dass sie den Weg aufzeigt zu einem Teil unseres Daseins, der über das reine Zeit-Totschlagen oder das Produzieren von materiellem Wohlstand hinausgeht. Oder auch nur das Produzieren von Umsatz, der noch nicht mal materiellen Wohlstand bringt.

Leseförderung sollte sagen: Jawohl, das Lesen guter Bücher ist zwecklos. Es hat keinen Zweck. Außer den, den Leser (und die Leserin) zu bereichern. Mit einem

Reichtum, den man nicht in Euro und Cent beziffern kann. Der aber gerade deshalb ein wahrer Reichtum ist – auch wenn das jetzt ziemlich pathetisch klingt.

An dieser Stelle muss ich einen kurzen Schnitt machen. Denn genau an dieser Stelle kommt ein Einschub, den ich erst später, quasi erst nachträglich, in diesen Vortragstext eingearbeitet habe.

Denn mir ist aufgefallen, dass ich bis hierher stellenweise eine Argumentation verfolgt habe, die man angreifen könnte – und zwar mit meinen eigenen Argumenten. Ich hatte vorhin gesagt, dass man durchaus ein glückliches und erfülltes Leben führen kann, ohne Kontakt zu Büchern zu haben. Zu dieser Behauptung stehe ich auch weiterhin. Und ich denke, es liegt auf der Hand, dass diese Behauptung richtig ist. So mancher Fischer am Mittelmeer oder auch im Pazifik hat am Ende seines Lebens hoffentlich das Gefühl, dass er ein gutes Leben hatte – auch wenn er nie groß etwas gelesen hat. Oder vielleicht überhaupt nie etwas gelesen hat. Während gleichzeitig wohl ein Heinrich Heine oder auch ein Thomas Bernhard ein Leben hatten, das sehr reich an Büchern war – aber ob es reich an Glücksgefühlen war, das weiß ich nicht. Ich habe sogar meine Zweifel, ob ich mir Thomas Bernhard oder Heinrich Heine als wirklich glückliche Menschen vorstellen muss.

Lesen und traurig sein, geht ja oftmals Hand in Hand, nicht wahr? Ich kenne keine Statistiken darüber, ob unter Schriftstellern die Suizidrate höher ist als in der Durchschnittsbevölkerung, aber es fallen einem doch ziemlich bald eine ganze Reihe Autoren ein, die sich selbst das Leben genommen haben, von Heinrich von Kleist über Kurt Tucholsky und Klaus Mann bis David Foster Wallace. (Ich habe nicht noch mal bei Wikipedia nachgeschlagen, ob die Reihe korrekt ist, denn ich schreibe diesen Text bewusst offline, aber ich glaube schon, dass ich da die richtigen Todesursachen im Kopf habe.)

Also möchte ich erstens klarstellen: Ein durch Lesen bereichertes Leben und ein glückliches Leben sollte man nicht miteinander verwechseln. Man kann möglicherweise ein durch Lesen bereichertes Leben führen und trotzdem den einen oder anderen Schatten auf dem Gemüt verspüren.

Aber es gibt noch ein anderes Argument, das dafür spricht, dass ein Lesen, das das Denken und Sich-in-andere-Hineinversetzenkönnen fördert, notwendig für eine moderne Gesellschaft ist.

Ich arbeite momentan an einem weiteren Buch mit dem Zielpublikum „Jugendliche“, und das Kernthema sind Normen, und die Frage wie – vor allem junge – Menschen in die Normen der Gesellschaft hineinsozialisiert werden, und was das eigentlich ist, unsere Gesellschaft.

Und beim Arbeiten an diesem Buch ist mir wieder klar geworden, dass die moderne Welt, vor allem die westliche Welt, Lebensstile kennt, die in einem Ausmaß vielfältig sind, wie es niemals in der Menschheitsgeschichte der Fall war. Sicherlich war auch das alte Babylon oder auch das alte Konstantinopel ein sehr bunter Ort. Aber ich denke, dass Wien, Berlin, New York oder Schanghai noch mal um einiges bunter sind.

Frühere Gesellschaften waren – auf wirtschaftlicher Ebene - weniger arbeitsteilig, aus dem einfachen Grund, dass es nicht so viele technische Entwicklungen gab. Vor zweihundert Jahren musste man nicht zwischen dem Zerspanungsmechaniker und dem Mechatroniker als Lehrberuf unterscheiden.

Und eine Schule in München beispielsweise musste noch vor 40 Jahren nicht auf vier bis fünf verschiedene Glaubens- oder Weltanschauungsausrichtungen ihrer Schüler Rücksicht nehmen. Ich spreche hier aus der eigenen Erfahrung an der Schule meiner Tochter, wo sich der Direktor fürchterlich querlegen muss, weil wir sowohl katholische Religion als auch evangelische Religion als auch Ethik als auch islamische Unterweisung anbieten müssen – für 200 Schüler. Als die Schule vor 40 Jahren gegründet wurde, waren vielleicht 75 Prozent katholisch, 24 Prozent evangelisch und einer oder zwei waren Atheisten, die sind dann halt bei den Evangelischen mitgegangen – aber es war in dieser Hinsicht wirklich alles homogener und damit wohl auch einfacher.

Also, noch einmal – auch wenn es ein Gemeinplatz zu sein scheint: Man muss es sich immer wieder klar machen: Unsere Gesellschaft ist fürchterlich komplex und vielschichtig geworden.

Das macht es aber notwendig, dass möglichst viele Mitglieder dieser Gesellschaft sich erstens einer gewissen Nachdenklichkeit befleißigen. Denn Lösungen für Probleme komplexer Gesellschaften sind ebenfalls immer komplex. Ich berichte viel über das deutsche Gesundheitswesen, und das ist weiß Gott eine komplexe Veranstaltung. Da lernt man irgendwann eines: Die Sehnsucht nach der einen, großen Reform, die alles besser und einfacher macht, ist grundnaiv. Eine solche Reform kann es nicht geben. Denn komplexe Probleme verschließen sich einfachen Lösungen.

Das ist ja meiner Ansicht nach auch das, was die Legende vom Gordischen Knoten eigentlich lehrt: Es war keineswegs genial, diesen Knoten, den sonst keiner aufbekommen hat, einfach mit einem Schwert durchzuschlagen. Sondern es war eine Gewaltlösung, die der Komplexität des Problems nicht gerecht wurde. Denn die Lösung wurde nur möglich, in dem das, was gelöst werden sollte, zerstört wurde, und zwar für immer.

Also: Komplexe Gesellschaften haben komplexe Probleme. Und deshalb muss in diesen Gesellschaften eine ausreichend große Zahl von Menschen bereit sein, sich mit komplexen Problemlösungen zu beschäftigen.

Und hier kommen die Bücher ins Spiel: Ich behaupte einfach, dass jemand, der nie komplexe Gedanken in Buchform durchgearbeitet hat, es tendenziell schwerer hat, komplexe Probleme anzugehen. Damit wir uns recht verstehen: Dieser jemand muss nicht unglücklich sein. Auch nicht erfolglos oder gescheitert. Wer kein komplexes Problem vor sich hat, der sollte auch nicht nach komplexen Lösungen suchen, die können manchmal sogar genau in die falsche Richtung führen.

Aber das Denken, das man durch Bücher meiner Ansicht nach besser lernen kann als durch andere Medien, ist nicht das einzige, was man in einer komplexen Gesellschaft braucht. Man braucht auch eine genügend große Zahl von Menschen, die bereit und fähig sind, sich in andere hineinzusetzen. Menschen, die in der Lage sind, andere Lebensentwürfe nicht nur zu tolerieren, sondern zu akzeptieren. Oder einfach als gegeben hinzunehmen – so wie sie ihren eigenen Lebensentwurf als gegeben hinnehmen.

Dass möglichst viele Bürger westlicher Gesellschaften beispielsweise Frauen und Mädchen mit Kopftuch aggressionsfrei begegnen, ist meiner Ansicht nach für eine komplexe und vielgestaltige Gesellschaft wie wir sie in Europa haben, lebensnotwendig.

Und diese aggressionsfreie Begegnung wird meiner Ansicht nach durch das Lesen von guten erzählenden Texten per se befördert. Denn sie konfrontieren den Leser und die Leserin immer wieder mit anderen Lebensentwürfen, lassen ihn die Welt mit den Augen anderer Menschen sehen.

Ich bin zum Beispiel der Ansicht, dass jemand, der die Afrika-Romane von Henning Mankell gelesen hat, alle die Berichte über Migranten mit ganz anderen Augen liest. Ich war noch nicht in Afrika, aber Mankells Bücher wie „Das Auge des Leoparden“, „Die rote Antilope“, „Der Chronist der Winde“ oder „Tea-Bag“ haben mir einen Blick auf diesen Kontinent und seine Bewohner geöffnet, der vielen gut täte, die ihren Aggressionen und Vorbehalten gegenüber Migranten freien Lauf lassen.

Ich sage nicht, dass ich durch das Lesen dieser Bücher ein besserer Mensch geworden bin. Aber ich behaupte, dass sie mir helfen, die Aufgabe zu bewältigen, in einer Großstadt wie München mit 23 Prozent Migrantenanteil aggressionsfrei den Alltag zu bewältigen. Meine Tochter geht auf eine Schule mit einem Migrantenanteil von 55 Prozent, wir haben 200 Kinder aus 22 Nationen – da ist die Fähigkeit, die Welt auch ein bisschen mit den Augen anderer zu sehen, nicht von Schaden.

Ich behaupte also, dass Bücher – gute Bücher - definitiv beim Denkenlernen helfen. Dass sie die Fähigkeit verbessern, sich in andere hineinzusetzen. Beides ist sowohl für sich bereichernd. Es ist aber auch nötig, damit die komplexen Gesellschaften, in denen wir heute leben, stabil und funktional bleiben.

Was heißt das aber für die Frage, welche Leseförderung die richtige ist? Es heißt:

Es gibt eine Anforderung, die man an die Bücher, deren Lektüre man fördern möchte, konsequent stellen muss: Sind das denn Bücher, die (bei narrativen Texten) ihre Leser mit Charakteren, mit Schilderungen konfrontieren, die beim Leser irgendetwas auslösen, das ihm – wenn auch in vielleicht auch noch so minimaler Form – bleibt? Oder haben wir einfach – jetzt auf Kinder- und Jugendliteratur bezogen - das tausendste „Erster-Kuss-Buch“, das fünftausendste Pferdebuch vor uns?

Oder bei Sachbüchern: Hier lautet die Frage: Sind hier denn Anregungen, Fragestellungen enthalten, die beim Leser einen oder auch nur einen halben eigenen Gedanken befördern? Oder haben wir nur die tausendste Wiederkäuerei irgendwelcher Fakten vor uns?

Mal zwischenrein gefragt: Würden wir die Lektüre des Guinness-Buches der Rekorde im Zuge der Leseförderung fördern wollen?

Mein Appell also: Ein paar Sachen immer wieder klar nach außen vertreten:

- Es gibt gute Bücher.
- Gute Bücher bereichern ihre Leser.
- Die Art und Weise, wie sie die Leser bereichern, lässt sich nicht messen.
- Gute Bücher heben einen im Pisa-Vergleich nicht unbedingt weiter nach oben, gute Bücher sind einfach ein Wert in sich.
- Und für den fordern die Liebhaber guter Bücher einen Platz ein: Einen Platz in den Verlagsprogrammen, aber auch im Geldfluss der öffentlichen Hand.

Und diejenigen, die das fordern, kommen dabei nicht als Bittsteller daher. Sondern mit all dem Selbstbewusstsein, der Chuzpe von jemandem, der die Behauptung aufstellt:

Die Sprache unterscheidet den Menschen vom Tier. In gute Bücher geformte Sprache unterscheidet den geistig bereicherten Menschen vom Menschen, der sich seine Bereicherungen anderswo suchen muss. Oder der gar keine Bereicherung findet.

Insofern stimmt der Titel meines Vortrages schon – mit einem Zusatz: Nicht nur einfach Lesen macht den Menschen zum Menschen. Sondern das Lesen guter Bücher macht den Menschen zu einem Menschen mit einer größeren Chance auf ein autonomes und erfülltes Leben.

Nikolaus Nützel